



Schriftsteller
Prag/Wien

Jiří Gruša Jiří Gruša

Woher kommen Sie?

„Man kann sich seine Eltern nicht aussuchen, aber ab einem gewissen Alter ist der Mensch, wie es so schön heißt, für sein Aussehen selbst verantwortlich.“

Jiří Gruša wurde am 10. November 1938, einen Tag nach der Reichskristallnacht, in der ostböhmischen Stadt Pardubice geboren. Zum Studium zog es ihn in die mater urbium, die Mutter der Städte, wie Prag in seinem Wappen genannt wird. An der dortigen Karls-Universität studierte er Philosophie und Geschichte.

Nach der Promotion in Philosophie begann der Unmut gegen die totalitäre Ideologie des kommunistischen Systems in ihm zu wachsen. Anfang der sechziger Jahre beschloss er, kein Parteigenosse mehr zu sein, sondern sich als Bürger zu verstehen. „Ich war kein Werktätiger. Wenn überhaupt,“ so Gruša, „wollte ich ein ‚Worttätiger, sein.‘“ So gründete Gruša 1963 die erste nichtkommunistische Literaturzeitschrift „Tvár“ (dt. Das Gesicht), bei der auch der Dramatiker und spätere Staatspräsident Václav Havel mitarbeitete. Die Staatspolizei observierte den aufmüpfigen Literaten, verfolgte seine Aktivitäten zunächst nur mit Argwohn, legte aber eine Akte über den jungen bürgerlichen Rebellen an und führte sie unter dem Namen der Zeitschrift. 1967 verhängte die Staatssicherheit schließlich für Gruša ein Berufsverbot. Der „Übeltäter“ sollte – so das erklärte Ziel der kommunistischen Machthaber – eingeschüchtert werden.

Es folgten Jahre, in denen Gruša nichts veröffentlichte. Er musste lernen, mit seinen politischen Widersachern zu leben. Fortan machte er sich schon verdächtiger Gedanken schuldig, wenn er darüber nachdachte, wie eine neue nichtkommunistische Ordnung

Europas aussehen könnte. Da er nicht länger in einer Gesellschaft leben wollte, in der der Staat die Rolle einer Religion inne hat, beteiligte er sich 1968 aktiv am „Prager Frühling“. Nach der Niederschlagung der Reformbewegung und der Einsicht, dass es keine Ideologie, keinen Ismus mit menschlichem Anlitz geben konnte, sah er sich zwischenzeitlich gezwungen, als Angestellter in Baufirmen seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Den Einmarsch der Russen in die Tschechoslowakei reflektierte er in seinem Roman „Dotazník“ (dt. Der 16. Fragebogen, 1979). Das Buch wurde 1975 in den von ihm begründeten „Literaturheften“ veröffentlicht.

Unter dem Vorwurf, den Sozialismus zu verleumden, wurde er drei Jahre später verhaftet. Man wollte ihn mundtot machen und nahm ihn zunächst in Untersuchungshaft. Die Anklagepunkte sahen eine mehrjährige Haftstrafe vor. Aufgrund der Intervention von Amnesty International kam Gruša zu seiner eigenen Überraschung nach zwei Monaten frei. Nach seiner Freilassung war er arbeitslos. Seine einzige Veröffentlichungsmöglichkeit bestand in der von ihm mitbegründeten Edition „Edice Petlice“ („Edition hinter Schloss und Riegel“).

Die Unterzeichnung der „Charta 77“, die gemäß der Schlussakte von Helsinki die Einhaltung der Menschenrechte proklamierte, brachte ihn mit dem CSSR-Regime vollends in Konflikt. Jeder, der das Schriftstück unterzeichnete, hatte mit Diskriminierungen im Beruf und Überwachungen durch den Staatssicherheitsdienst zu rechnen. Unter dem Decknamen „Sanierungen“ begann die Zeit der Ausweisungen.

Woher kommen Sie?

Auch Gruša befand sich unter den „Staatsfeinden und subversiven Elementen“, die nicht länger in der Tschechoslowakei geduldet waren. Während eines kurzen Aufenthalts in den USA wurde er mit der Begründung, er habe mit seinen Texten der tschechischen Kultur geschadet, gegen seinen Willen ausgebürgert. Gruša ließ sich in Bonn nieder, wo er in den folgenden zehn Jahren viele Freunde fand, aber seine Sprache vergeblich suchte. „Was kann man einem Schriftsteller Schlimmeres antun, als dass man ihm seine Sprache nimmt?“ Was sollte er nur tun im „Land der Stummen“, wie Deutschland auf tschechisch heißt. Der Schriftsteller im Exil verliert nicht nur die Sprache, sondern auch den Adressaten seines Schreibens. Doch damit

musste er leben, „schließlich kennt jeder Skiläufer sein Risiko, warum sollte es ein Schriftsteller nicht kennen?“, so Gruša, der die deutsche Staatsbürgerschaft beantragte und 1983 erhielt.

Nach der Wende in der Tschechoslowakei begann sein Wirken im Lichte der Öffentlichkeit, unter Menschen, für Menschen und gewählt durch Menschen. Von 1991 bis 1997 vertrat Gruša sein Land als Diplomat in Bonn. 1991 erschien sein Lyrikband „Der Babylonwald“, 1994 „Wandersteine“, beide hatte er auf Deutsch verfasst. Nach einem einjährigen Intermezzo als tschechischer Minister für Bildungswesen, Jugend und Sport übernahm er 1999 den Botschafterposten der Tschechischen Republik in Wien.

Wohin gehen Sie?

„Ich bin zukunftsüchtig und konzentriere mich auf das, was vor mir liegt. Ganz so wie eine Figur aus meinem Roman, die auf diese Frage antwortet: Das, wohin ich gehe, liegt vor mir und das, woher ich komme, liegt hinter mir.“

Die Frage, die ihn in den letzten Jahren umtreibt, lautet: Kann es diesmal gelingen, den Kontinent auf friedlichem Wege zu einen? Seine Antwort: „Wir stehen in Europa vor wichtigen Weichenstellungen. Unser Woher kennen wir ungenau, über das Wohin wird erst an den Kreuzungen entschieden – und zwar je nach der Verkehrslage.“

Es sollte nicht verwundern, dass Gruša eine gewisse Skepsis gegenüber den großen Worten und Gesten aus Brüssel hegt. „Tschechien hat im vergangenen Jahrhundert zwei Invasionen erlebt, zwei Kriege und zwei totalitäre Regime. Da ist man gut beraten, achtsam und vorsichtig zu sein, bei den Versprechungen, die gegenwärtig gemacht werden.“

Mehr als zwölf Jahre nach der Wende ist Tschechien nun halbwegs in der Lage zu unterscheiden, was den Menschen zugestoßen ist und was sie selbst verbrochen haben. Gruša fordert von seinen oppositionellen Mitstreitern von damals eine öffentliche Reflexion über das

persönliche Schicksal, über den hohen Preis, den man zahlte, und über die Lehren, die man aus diesen bitteren, aber vielleicht nützlichen Erfahrungen für das Gemeinwohl ziehen kann. „Auch wir zogen in das Unbekannte. Bald sah man uns in Gremien und Räten. Unter Schutzdächern der Parteien, besorgt um Sessel und Einfluss. Dem Wandel nicht immer gewachsen, verspielten wir manches aus Unkenntnis und Ehrgeiz.“

Die historische Chance, die sich der Tschechischen Republik nun durch die Mitgliedschaft in der Europäischen Union bietet, darf nicht leichtsinnig verspielt werden. „Aber wir müssen uns vorsehen, nichts überstürzen, denn selbst wenn alle politisch Verantwortlichen Meister ihres Faches sein mögen, so ist dies in einer zunehmend komplexer und schneller werdenden Welt längst keine Garantie, dass sie die Geister, die sie in guter Absicht herbeigerufen haben, auch bezwingen.“

Jiří Gruša artikuliert seine Sicht der Welt teils durch Prosa, teils durch Gedichte, teils expressionistisch, aber stets in dem Bemühen, dem Leser genug Freiraum für Interpretation zu lassen. „Im Gegensatz zum Maler oder Musiker,“ so Gruša, „kann der Dichter nicht aus dem Stoff seines Schaffens heraustreten. Sein Stoff – die Sprache – ist nie zu versachlichen.“



Was macht Sie zum Tschechen?

Ich habe immer das Gymnasium, das Theater und die Kleinstadtkultur für besonders tschechisch gehalten. Nach meiner Ausbürgerung musste ich dann jedoch feststellen, dass es all das auch in anderen mitteleuropäischen Ländern gibt, genauso gut oder genauso schlecht wie bei uns.

Ich war immer der Meinung, dass alle guten Autoren eigentlich nur Übersetzer sind aus einer allgemeinen und ideellen Sprache. Und dass es nicht darauf ankommt, welche Muttersprache sie beherrschen. Meine Erfahrungen haben mich eines Besseren belehrt. Was uns verbindet, ist die Fähigkeit zu sprechen. Alle Au-

toren und alle Menschen sind durch die Lingualität verbunden, die keine allgemeine Sprache ist, sondern die Fähigkeit, den Raum, die Zeit und die Materie selbst zum Ausdruck zu bringen. Die Fähigkeit zur Metaphernbildung erlangen wir dabei nur in unserer jeweiligen Sprache. Deswegen sind die einzelnen, die identitätsbildenden Sprachen sehr wichtig. Der Verzicht auf eine Fremdsprache ist jedoch gleichbedeutend mit dem Verlust der Möglichkeit, eine andere Metapher zu schaffen. Je nachdem, ob ich deutsch oder tschechisch schreibe, wird mir ein unterschiedlicher metaphorischer Bereich zugänglich. Aber ich bleibe ein tschechischer Autor, selbst wenn ich deutsch schreibe.

Was unterscheidet Tschechien von anderen Nationalstaaten?

Die Tschechen haben keine ausgeprägte Position zum Staatsbegriff.

Da wir uns von unten emporgearbeitet haben, ist der tschechische Staatsbegriff wesentlich schwächer als zum Beispiel der polnische oder ungarische. Bei uns würde niemandem einfallen, die Wenzelskrone nach ungarischem Vorbild im Parlament auszustellen. Unsere wichtigsten Strukturelemente der Staatlichkeit sind eher im Verlauf mancher Krise hervorgetreten, und der

nationale Zusammenhalt ist dann wieder deutlich spürbar geworden. Manche mögen diese distanziert-ironische Haltung der Tschechen nicht, aber genau das kennzeichnet uns meiner Meinung nach: ein sehr lockerer Umgang mit unserer Freiheit. Dazu fällt mir ein Witz ein. Luther, ein Bewunderer von Hus, dem tschechischen Reformator, sagte einmal: Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Die tschechische Position hingegen ist: Hier stehe ich, aber ich könnte auch anders.

Welche Zukunft hat der Nationalstaat?

Wenn man sich die Weltkarte anschaut, dann ist die Rolle des Nationalstaates im Sinne der Nationalökonomie, der nationalen Sicherheit längst nicht mehr so bedeutend.

Was bleibt, sind die Aggressivität, die Emotionen, also das, was die erste und zweite Stufe des Gehirns ausmacht. Sie werden hier bedient, oder gezähmt. Der oberste Teil des Gehirns sorgt jedoch dafür, dass wir

diese Eigenschaften ständig so weit wie nur möglich rationalisieren, indem wir Kontexte schaffen.

Wir müssen schrittweise einem friedlichen und vernünftigen Zusammenleben der Menschen entgegenarbeiten, und vielleicht brauchen wir dazu den Nationalstaat als emotionellen zoologischen Garten.